

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 13

Artikel: Collina d'oro
Autor: Bolliger, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

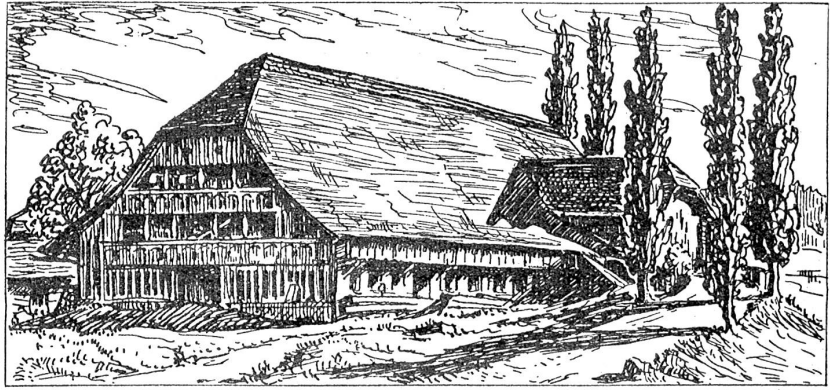
Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeder Tag hat seine Last
 Jeder Tag bringt neue Sorgen
 Und ich weiß nicht was für morgen
 Du mir **HERR** befohlen hast.

Ich bin erbaut nach Zimmermanns und
 Maurers Art
 Von gutem Holz und Steinen hart
 Und sage: Welt was willst du meh
 Schön'res kannst nit leh!

Geduld im Kreuz hat hohes Lob
 Schwebt allem Gewalt und Unfall ob
 Gwüß wird darbey recht erkennt ein Christ
 Wo Glauben, Liebe und Tugend ist!



Binner-Mulle.

(Zeichnung von E. Balmer.)

O **GOTT** hab' acht
 Durch deine Macht
 Auf diß Haus
 Und alle die darinnen
 Gehen ein und aus.
 Segne auch alle die
 Darinnen wohnen.

Alles Gute zu Seel und Leib
 Laß ihnen o **HERR** zukommen.
 Auf Gottes Vertrauen
 Hat Christen Mißkler
 Und Anna Zwale
 Sie lassen bauen.

Das Glück der Welt ist kugelrund
 Und doch verkehrt es sich all Stund!

Die schönste Zier in einem Haus
 Ist wann da schaut hinaus
 Treu, Liebe und Gerechtigkeit
 Die Segens Kron ist ihr bereit —
 O **GOTT** schaff uns durch Jesum Christ
 Was dir wohlgefällig ist.
 Behüt uns auch zu Haus und zu Feld
 Vor allem Uebel in dieser Welt,
 Hernach uns allen mach bereit
 Die ewige Freud und Seligkeit!

Ueber der Haustür:
 Ich geh zur Tür aus oder ein
 So ist der Tod und wartet mein —
 Doch tröst ich mich zu aller Frist
 Der Auferstehung Jesum Christ
 Der für die Sünd gestorben ist!

Ueber andere Türe:
 O **HERR** den rechten Weg mich leh
 Daß mir nichts Böses widerfahr!

Wie der Schatten der Sonnen wickt
 Also auch das Leben dahinschlicht
 Heute gesund und stark
 Morgens füllen wir den Sarg —
 O **GOTT** ich bitt
 Bewahr mein Tritt
 Und alle Schritt
 So fall ich nicht!

Ueber der gewölbte Chällertür:
 Zu dieser Tür traget man ein
 Die schönen Gottesgaben —
 Da sollen wir drum dankbar sein
 Er gibt sie uns aus Gnaden!

U jeh säg sälber, sy das nid schöni u tössi Spruch?
 Unghoblet, chindlig mängisch fasch im Rym, aber glunn
 u wahr im Chärne. Mi dunkt, imene Hus, wo mit so
 prächtige Spruch versoh ich, chönni ömel der Chyb u der
 Ufride nie zgrächtem Bode fasse. Settig Wahrheite u Mah-
 nige, wo stündlig u täglich ober eim stanne, sie sy sicher
 besser weder mänge Blitzaableiter. Un es ligt e Säge i
 mängem schöne Wort, wo di Alte früecher müehsam i ds
 Träm nghaue hei. We o ds Holz bruun u schwarz ich
 worde vom Alter, der Spruch u sy Wahrheit sy blibe
 u säge de Mönstche vo hützutag no mängs, we sie sech
 d'Müeh näh, dä alt Spruch im Verbyngang z'läse u nachär
 es Augeblideli drüber nachezdänke. Emil Balmer.

Collina d'oro.

Von Eduard Bolliger.

Collina d'oro — wer horcht nicht unwillkürlich auf,
 wenn der Wohlklang des Wortes an sein Ohr schlägt? Wer
 greift nicht mit vor Erwartungsfreude schwellendem Herzen
 darnach, wie nach dem Schmuckkästchen, das goldenes Ge-
 schmeide birgt?

Fürwahr ein Schmuckkästchen. Und wem es sich öffnet,
 dem bleiben die Augen trunken hängen an der schimmern-
 den Pracht, die sich daraus ergießt — und er kann es so
 bald nicht wieder vergessen.

Auf holprigem, unweglamen Pfade steige ich den Hang
 empor. Weit drunten am blauen See, hinter Wald und
 grünenden Hügeln liegt die weiße Stadt. Hastig, als gälte
 es eine arme Seele zu retten, schreite ich vorwärts. Ge-
 stern noch rannte ich zielsicher durch das wüste, lärmende
 Chaos der Stadt — da hält es oft schwer, sich in der
 stillen Einsamkeit der freien Natur zurecht zu finden.

Plötzlich tönt's von einem nahen Kirchlein herab. Scharf
 schlägt es in der Stille des frühen Nachmittags an mein
 Ohr und zwingt mich aufzusehen. Vor mir auf der kleinen
 Anhöhe liegt Sant Abondio, der hohe Turm mit der schön
 geschwungenen Kuppel scharf gezeichnet auf dem lichten
 Hintergrunde.

Wie graue Spinnweben fällt es von meinen Augen;
 von unsichtbarem Tuche befreit reißt sich der Körper, und
 was im kalten Norden noch tief in meinem Innersten schlum-
 merte, nur durch leises Ahnen Leben zeigend, bricht hier,
 in der Strahlenflut der süßlichen Sonne unwiderstehlich
 hervor.

Neuerwachendes Leben, Auferstehung, unendliche Lust und Freude, Liebe und Sehnsucht, gluthvolle Leidenschaft — der Frühling! Rückhaltslos gebe ich mich ihm hin und Herz und Auge, Körper und Seele trinken von seinem Duft und seiner Schönheit.

Fröhlicher als zuvor schreite ich weiter und nun wird es ein erfrischendes, herzerquickendes Wandern in den jungen Frühling hinein.

Drüben an der Straße liegt der kleine Friedhof von Sant Abondio. Ich gehe nie vorüber, ohne einen Blick hinein zu werfen. Ueber der öden Mauer, die ihn rings umschließt, reden sich da und dort als einziges Ornament schwere goldene Kuppeln blühender Mimosen; ich trete ans Tor, an dem zwei hohe, dunkle Cypressen Wacht halten, so bin ich angenehm überrascht ob der Blumenpracht, die sich hinter den schützenden Mauern entfaltet und doppelt schön wirkt zwischen den marmornen Grabmalern. Ist es nicht, als ob die junge Gestalt auf jenem Grabe — Vincenzo Velas „Pregghiera“ — Leben atme und die bleichen Lippen ein stilles Dankgebet flüßerten? —

Nach kurzer Rast schreite ich rüstig durch blühende Wiesen, dünne Kastanienhaine, an kahlen, noch unbebauten Aefkern vorüber, zwischen dürren Reben, die krummgewachsen und unordentlich der säubernden Schere des Bauern harren. Bald liegt Montagnola hinter mir, und an Bigogno vorbei strebe ich dem Monte Croce, dem höchsten Gipfel der Collina d'oro zu.

Kein Mensch begegnet mir. Die tiefe Stille wird nur hin und wieder durch dumpfe Axtschläge aus dem nahen Forst unterbrochen; selbst mein Schritt bleibt ungehört auf dem dichten Moossteppich. Bald bin ich oben. Der Hochwald ist etwas zurückgetreten und macht jungem Niederholze Platz. Frei kann der Blick in die Ferne schweifen.

Ich werfe mich ins üppige Moos und bette mich in die molligen grünen Kissen. Welche Wonne! Auf dem Rücken liegend lasse ich mich von der Sonne durchwärmen.

Um mich rauscht es leise in den Wipfeln der Waldriesen. Im knospenden Ginstel, im dürren Laub raschelt und knackt es, als ob unsichtbare Kobolde ihr Spiel trieben.

Die Luft zittert leise in der Sonnenwärme und tiefer Sonntagfrieden ruht auf der Erde. Die herrliche Perlenkette der Alpen vom Monte Viso zu den Bündnerbergen schimmert wie ein wunderbares Diadem, das die Smaragde, die grünenden Wälder und Hügel und die Türfise, die goldgerahmten Seen, zusammenfaßt.

* * *

Und wie ich träume und sinne, und wie meine Gedanken den kleinen, goldübergossenen Wölklein folgen, die vor dem leichten Wind im lichterfüllten Blau des Himmels segeln, knackt es im Gehölz und läßt mich aufsehen.

Ein altes Weiblein bricht sich Bahn durch das Gebüsch. — Klein ist es und hager und knorrig, wie die alten Weinstöcke des Landes. Tief gebeugt geht sie an einem rohgehauenen Stod und trägt ein Bündel Reifsig auf dem krummen Rücken. —

Unter dem roten Tuch, das vergebens die grauen, widerstehenden Haarsträhnen zusammenzuhalten versucht, blicken mich wie aus dem Jenseits ein Paar dunkle flammende Augen an.

Während ich halb erschrocken, halb erstaunt das Weiblein anstarre, tritt dasselbe immer näher und näher und — Diana, das ist ja Stella Maria! Wo hatte ich auch meine Augen?

Das Mütterchen scheint mich auch zu kennen. Ein leises Lächeln huscht über das falteneiche, erdbräune Antlitz. Und da ist sie auch schon an meiner Seite und läßt das Holzbündel, das sie mit einem Strick zusammenhält, ins Laub fallen. —

— Buon di — sagt sie und reicht mir die zitterrige magere Rechte.

— Buondi, mamma!

Einen liebevollen Blick läßt sie über meine Gestalt schweifen und vertraulich stützt sie sich auf meinen Arm. Auf dem Baumstumpf, der mir vorhin als Sprungbrett ins Reich der Phantasie diente, läßt sie sich nieder und nötigt mich an ihre Seite.

Ich kenne sie schon lange, die Stella Maria. Seit Jahrzehnten haust sie drüben, in einsamer baufälliger Hütte nahe beim Dorf, allein mit ihren Hühnern und Katzen. Seit vor langen Jahren ihr Mann gestorben, helfen ihr die Leute des Dorfes das Gras für die Ziege schneiden, im Herbst den Wein einbringen von dem kleinen Stück Nebland, das sie an der sonnigen Halde neben der Kirche besitzt. Ich kannte sie, wie sie jeder kannte, eine Stunde im Umkreis. Sonntags war sie stets die erste zur Messe und oft während der Woche sah man sie oben an der Straße, wo das Postauto von der Stadt vorbeifährt, wie sie ins Tal hinunterblickte und jeden Vorbeigehenden musterte, und wenn der schwere Wagen dahergehastet kam, dann stand sie auf und blickte durch die Fenster ins Innere des Gefährtes.

Wen erwartete sie?

Die ältesten Leute im Dorfe sagen, sie hätte noch Kinder in der weiten Welt draußen.

— „Er war wie Sie“ — fängt Stella Maria zu erzählen an, indem sie hinüberblickte, wo sich das Band der weißen Landstraße dem See entlang schlängelt und in der Talenge von Ponte Tresa verschwindet.

— „Er war wie Sie, mein kleiner Mario, just wie Sie, als er mich verließ. Dort unten marschierte er mit zwei andern der unbekannteren Zukunft entgegen. Dort unten, wo sich die Straße hinter dem rauschenden Birnenwäldchen versteckt, hielten sie an und jauchzten zum letztenmal, warfen zum letztenmal in jugendlichem Uebermut ihre Hüte in die Luft, während Linda an meiner Brust weinte und Evezia ihr Kopftuch schwang.

Sie liebte ihn, die sanfte Linda. Sie hat lange Jahre auf ihn gewartet. Sie hat mit keinem andern Burfchen getanz und das bunte Tuch und das silberne Kreuzlein, das er ihr an jenem Tage geschenkt hatte, hütete sie wie ihre Augensterne. — Sie starb vor Kummer.

— Er war wie Sie, mein kleiner Mario. Sein Auge leuchtete wie das Ihrige, wenn er drüben in der Grotha am lauen Sommerabend mit seiner Linda tanzte. Sie waren das schönste Paar weit und breit. Als sie einst in St. Maria zur Weihe gingen, da wollte sie ein fremder Maler aus dem Norden mit in die Stadt am See nehmen und sie malen. Mario war zornig und hätte den Fremden fast geschlagen. Sein Mädchen ließ er keinem andern und wär's auch nur im Bild.

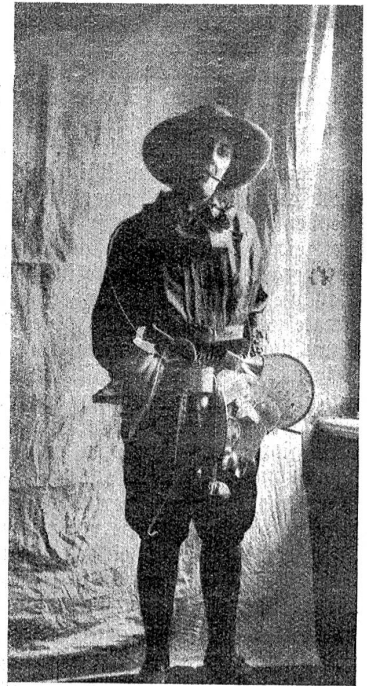
Er liebte mich. Als der Vater fort war, da half er mir arbeiten. Er wuchs heran, groß und stark. Er dachte nicht daran, seine Mutter zu verlassen. Tag für Tag, früh und spät werkte er im Weinberg und verdiente sich ein schönes Stück Geld.

Seine Altersgenossen verließen, wie es bei uns Brauch ist, frühzeitig das heimatliche Dorf und suchten in der Fremde ihr Glück zu machen.

Da klopfte einst Enrico an unsere Türe. Er war mit Mario auf der gleichen Schulbank gesessen, und sie liebten sich wie zwei Brüder. Er war nicht allein zu Hause. Sechs andere Kinder stritten mit ihm, dem ältesten, um die Liebe der Mutter, und auch ums tägliche Brot, das karg auf den großen Tisch kam. Raum der Schule entwachsen, mußte er fort. —

Dyne der Heimat, ohne dem Vaterhause lange nachzutauern, machte er sich auf und wandte sich südwärts nach der großen Stadt und zog später übers Meer.

Und da stand er eines schönen Tages vor unserer Türe. Groß und fest, schön gewachsen und fröhlich. Er war einer von jenen, die draußen ihr Glück machen.



Drei Aufnahmen von der Aelplerchilbi der Schweizerkolonie in Halle a. S.
 Links: Alt Droshkier Wägeli aus Zürich. Mitte: Schwyzer Senn und Tessinerin. Rechts: Tessinerbub als Straßenhändler.

Dann kam er oft zu uns. Des Abends saßen die beiden unter der Birke vor unserm Häuschen und Enrico erzählte von seinen Reisen. Er wußte zu plaudern und wenn gar Linda und Elvezia dabei waren, dann wurde es spät in der Nacht, bis sie aufbrachen. — Ich wußte, wie gern Mario auch fortgewandert wäre; ich kannte zu gut sein Wesen, das sich nach Freiheit, nach fremden Ländern und Meeren lehnte. Ich habe nie gesagt, er solle da bleiben, habe ihn aber auch nie aufgefordert zu gehen. — — — — —

(Schluß folgt.)

Aelplerchilbi einer Auslandschweizer-Kolonie.

fas. — Die ungefähr hundert Mitglieder umfassende Schweizerkolonie in Halle (Saale) hielt anfangs März in der Form einer Aelplerchilbi ein kleines Festchen ab, das den Landsleuten einen Erjak heimatlicher Fastnachtstreiben bieten sollte. Daß dem Vereinsvorstand damit ein glücklicher Griff gelungen war, bewies der sehr zahlreiche Besuch und der von fröhlichem Festbetrieb durchpulte Verlauf des Abends. Auch die vielen auswärtigen Mitteilengenossen ließen sich durch die Mühen einer nicht immer einfachen Hin- und Rückreise nicht abhalten. Einige der entfernter wohnenden Obermelterdynastien fuhren im Lastauto her. Vor allem — viele kamen — gehorsam der Aufforderung des Festleiters — im Chilbiostüm, so daß sich in dem mit den Landesfarben hübsch dekorierten Saale des Stadtschützenhauses ein buntes Treiben hin- und herbewegte. Da waren Sennen aus dem Emmental, aus Unterwalden, aus dem Kanton Schwyz, einer kam sogar mit der „Brente“, da waren zahlreiche Bauern, Bäuerinnen und Landmädchen, Sennenbuben (auch weibliche).

Eine schöne Tessinerin verkaufte erfolgreich Ballons und Schweizerfahnen, ein weiblicher Tessinerbub war begehrte Tanzpartnerin und Zechgenossin im obligaten „Champagnerstübl“, in dem eine Schweizerin aus dem Orient als zugkräftige Bardame waltete. Die Befehlsbinderin von Sternenberg

holte sich bei der Prämierung der Kostüme den ersten Preis. Wie aus einem Bild geschnitten wandelte vornehm und gelassen eine Bernarin aus dem Jahre 1798 unter einem Schwefelhütchen einher. Von unverwüßlicher Beredsamkeit war alt Droshkier Wägeli aus Zürich, im Nebenberuf Festsleiter, Theaterdirektor und Schnellbichter. Er ließ als Revue „Die Schweiz in Halle“ einige mit Ironie überzuderte Ausschnitte aus dem Vereinsleben der Kolonie über die Bühne gehen.

Den Mittelpunkt des Festes bildete aber der Schießstand der „Standschützen Aarau“ mit den Scheiben „Glück“ und „Vaterland“. Der Gabentisch war verlockend besetzt worden. Als Schützenmeister leiteten ein Unterwaldner Bauer und ein Schwyzer Senn (im bürgerlichen Leben technische Akademiker) den lebhaften Schießbetrieb. Zwei veritable Lorbeerkränze mit weißroter Schleife und Widmung in Goldlettern waren für die Schützenkönigin und den Schützenkönig bestimmt und krönten am Schlusse die Häupter einer Obermeltersgattin und eines jungen Melters. Der Vereinspräsident in Frack und blendend weißem Oberhemd, garniert mit der eidgenössischen Schärpe, mimte die bundesrätliche Delegation und hielt eine Rede an das Volk. Seine Frau vertrieb als Kuchenbäckerin selbstgebackene Nuggipfel. Noch manches wäre zu berichten — von der Wahrsagerin aus Genf, vom Schönheitsinstitut und einem Schweizer-Panorama. Doch sei's genug! — Nun liegt schon Vergangenheit auf dieser Aelplerchilbi. Was von ihr bleibt, ist das lebendige Bewußtsein des Zusammenhangs unserer Auslandschweizer mit Wesen und Eigenart unseres Volkes.

Vom Sterben.

Von Hedwig Correvon.

Von den verschiedenen tief in das Menschenschicksal einschneidenden Phasen birgt wohl keine so viel tiefgründigen Volksglauben wie die letzte, das Sterben. Neben dem altergebrachten Brauch des Sterbemaßls, zu dem man nicht nur die Verwandten, sondern an vielen Orten die Bewohner der benachbarten Dörfer einlädt, gibt es noch eine Menge